

# Alte Anklamer Läusehen.

Von Professor Dr. Rudolf Bäumer.

## 1. Der überlistete Zöllner.

Ältere Leute erinnern sich noch an die Zeit, wo auch in Anklam, ebenso wie in anderen Städten, die Schlacht- und Mahlsteuer erhoben wurde. Kein Stück Vieh, keinen Schweineschinken, keinen Sack Roggen, kein Pfund Mehl durfte man in die Stadt einführen, ohne dafür eine nicht unbeträchtliche Abgabe zu entrichten. An allen Zugangsstraßen standen Zollhäuser, in denen pflichttreue Steuerbeamte mit mißtrauischen Augen alle Hereinkommenden darauf ansahen, ob sie auch nicht etwa heimlich verbotene Ware mit sich brächten. Die Schlacht- und Mahlsteuer gehört der Vergangenheit an; aber die Zollhäuser stehen heute noch, nur die Schlagbäume davor fehlen. An der Greifswalder Straße ist es das letzte Haus links am Graben (Nr. 27), an der Demminer Straße das links vor der Brauerei (Nr. 42), an der Friedländer Straße das links uhten vor dem Felsenkeller (Nr. 23), an der Stettiner Straße das gegenüber der Bahnhofstraße (Nr. 20). Dieses letztere diente nämlich dazu, nachdem die Eisenbahn fertig gestellt worden war, auch die mit dieser Ankommenden zu überwachen.

Hier waltete ein besonders strenger Zöllner seines Amtes. Aber gerade er soll, wie eine Anklamer Ueberlieferung erzählt, von einem pfiffigen Schlächtermeister einst gründlich hinters Licht geführt worden sein. Als dieser einmal in guter Laune mit Freunden in einer Bierstube saß, machte er sich anheischig, am hellen Tage ein lebendiges Kalb von Bargischow gerade an diesem gefährdeten Zollposten vorbei steuerfrei einzuführen. Keiner von den Anwesenden glaubte an die Möglichkeit eines solchen Unternehmens, und es kam zu einer Wette. Am nächsten Tage ging unser Schlächtermeister zu einem Bekannten, Landmann in Bargischow, der ein Kalb stehen hatte, zugleich aber auch einen Hund besaß, welcher an Größe dem Kalbe wenig nachgab. Der Bauer ging auf die Absichten des Schlächters bereitwillig ein und begleitete ihn zu Wagen mit dem Kalbe und dem Hunde bis in die Nähe der Stadt. Hier

wurde der Hund in einen Sack gesteckt, den der Schlächter auf seine Schulter nahm. Als er am Zollhause ankam, wollte er unbefangen vorbeischreiten. „Ich habe nichts Verzollbares bei mir“, sagte er zu dem Beamten, der ihn anrief, „in dem Sacke steckt ein Hund, den ich in Bargischow gekauft habe.“ „Das kann jeder sagen“, erwiderte der Zöllner mit strengem Tone. „Vorzeigen!“ „Ja, dann springt aber der Hund heraus und läuft mir weg.“ „Ein solcher Hund wird schon nicht weit springen“, lachte der Hüter des Gesetzes höhnisch und faßte nach dem Sacke. Aber kaum war dieser ein wenig geöffnet, als zum Entsetzen des Beamten wirklich ein Hund heraussprang und in der Richtung auf Bargischow das Weite suchte. Der Schlächtermeister aber rannte mit dem Sacke, auf den Zollwächter scheltend, hinterdrein und war dessen Augen bald entschwunden. Es dauerte eine geraume Zeit, bis er zurückkam. Wieder hatte er den Sack auf der Schulter. Als er beim Zollhause anlangte, bedeutete ihn der Beamte fast ängstlich, er brauche nun den Sack nicht mehr aufzumachen, und so brachte er das Kalb, das er nunmehr selbstverständlich in dem Sack gesteckt hatte, glücklich hindurch. Er hatte seine Wette glänzend gewonnen.

## 2. Der überlistete Pfarrer.

Vor vielen Jahren war an der Mariengemeinde ein Pastor, der eifrig darauf bedacht war, seine Schäflein zu frommen Christen und zu einem gesitteten Lebenswandel zu ziehen. Vor allen Dingen eiferte er gegen Böllerei, und jeden Sonntag ergoß er die volle Schale seines Zornes über die aus, welche im Laufe der vergangenen Woche durch übermäßiges Trinken Vergernis gegeben hatten. Am meisten mußten die Schiffer leiden, die doch durch ihren feuchtkalten Beruf gewissermaßen zu scharfem Trinken genötigt werden. Wenn er auch auf der Kanzel nicht grade die Namen der Uebelthäter nannte, so mußte er ihre Person doch so deutlich kenntlich zu machen, daß sich alle in der Kirche nach

nen umwandten. Der Pastor mußte tatsächlich alles: Krischan S. war es gewesen, der auf der Fahrt von Usedom nach Anklam ein- und zwanzig Mal einem sehr tiefen Schluck aus seiner Buddel getan hatte, und einmal — es war bei Gelegenheit eines Geburtstages — hatte die Bemannung einer Galsak sogar ein ganzes Tönnchen Richtenberger geleert. „Woher mag hei dat weiten? Sei ist doch nich dorbt wäst“, sagten die Schiffer. Sie wandten sich an den Küster von Marien, der Verständnis für ihre Lage hatte, da er selbst einem heimlichen Trunke nicht abgeneigt war. Von ihm erfuhren sie, daß der Geistliche die Gewohnheit habe, mit einem guten Fernrohr bewaffnet, vom Turme der Marienkirche aus die auf der Peene fahrenden Schiffe zu beobachten. So mußten sie denn, woher der Pastor sein Wissen habe, aber sie waren noch schlauer als er: Wenn sie von der Peenemündung nach Anklam fuhren, warteten sie fortan jedesmal den Zeitpunkt ab, wo der Turm der Marienkirche durch den vom Nikolai verdeckt wurde, um sich dann schnell einen hinter die Binde zu gießen, ohne daß der Pastor von Marien es bemerken konnte. Dieser aber war sehr zufrieden mit dem Erfolge seiner Straßpredigten; konnte er doch, mit seinem scharfen Glase niemals mehr wahrnehmen, daß die Schiffer auf der Fahrt Schnaps tranken.

Der eifrige Seelsorger von Marien ist längst dahingegangen, und auch von seinen Nachfolgern hat man niemals gehört, daß sie mit einem Fernglase von dem Turme der Marienkirche aus die Schiffer beobachteten. Trotzdem haben manche von ihnen in frommer Erinnerung die alte Sitte beibehalten, allemal, wenn die beiden Türme sich decken, einen herzhaften Schluck zu tun.

### 3. Stiefelwicks ist keine Bartseife.

Auf dem hinteren, älteren Teile des Anklamer Friedhofs, wo die Büsche höher und dichter gewachsen sind, so daß sie dem Singvögeln willkommenen Unterschlupf gewähren, befindet sich eine stille Grabstätte. Zwei Steinplatten, die an dem Eisengitter befestigt sind, belehren uns, daß hier Johann Halter (1804 bis 1888) mit seiner Ehefrau Sophie, geb. Karstuß (1832—1904), seine letzte Ruhe gefunden hat. Dieser Mann war früher Ziegeleipächter

in Rosenhagen gewesen, verzog dann aber nach Anklam, wo er in dem noch heute stehenden Hause Leipziger Allee 16 wohnte und eine kleine Ackerwirtschaft betrieb. Er war schon in gesehmem Alter, als er nach dem Tode seiner Mutter, mit der er bisher gelebt hatte, seine 28 Jahre jüngere Frau heiratete. Sonst war an dem Manne nichts weiter merkwürdig, und wir hätten von ihm nichts Besonderes zu berichten, wenn ihm nicht einmal ein heftigeres Mißgeschick widerfahren wäre, das seinen Namen damals in aller Munde brachte. Sogar zwei plattdeutsche Dichter behandelten das Ereignis in lustigen Versen und verschafften dem Herrn Halter dadurch wenigstens für Anklam eine gewisse literarische Bedeutung. Der eine von ihnen war kein geringerer als Fritz Reuter, und jeder kann in dessen Läusehen und Rimels II, 1 (De swarten Pocken) lesen, wie Herr Holtermann — so nennt ihn der Dichter — von dem angetrunkenen Chirurgus Kalw aus Versehen mit Stiefelwicks eingeschmiert wurde; wie auf Grund dieser schwarzen Färbung der praktische Arzt Doktor Wischer bei ihm die schwarzen Pocken feststellte, und wie Reuters Freund, Dr. Michel (d. h. Michel Markus), welcher in der Demminerstraße, an der Stelle des heutigen Landratsamtes eine Kaltwasserheilanstalt besaß, als rettender Engel erschien und die Sache aufklärte. Der andere Dichter war Dr. Georg Berling, der Großvater des heutigen Anklamer Arztes, der in seiner Gedichtsammlung „Lustig und Trurig“, 1862, vier Jahre nach Reuter, die Geschichte behandelt mit der Ueberschrift: „Bergriep die nich, Stäwelwicks is keen Boartseep.“ Auch er setzt anstatt der richtigen Namen erfundene: Halter nennt er Herrn Johann, seine Frau Marieken. Der Heilgehilfe Sak, welcher damals an der Ecke Burg- und Wollweberstraße eine Badeanstalt besaß, wird bei ihm zu einem Barbier satt. Dr. Wischer erhält wegen seiner langen Beine den Namen Dr. Storch, und sich selbst erwähnt der Dichter einmal als Dr. Bärn. Dr. Michel Markus kommt bei Berling überhaupt nicht vor. Nach dieser Einführung werden wir die nachfolgende, gedrängte Inhaltsangabe des etwas langatmigen Berlingschen Gedichtes besser verstehen. Dabei ist zu bemerken, daß Berling von der dichterischen Freiheit sehr reichlich

Gebrauch gemacht hat; wir dürfen durchaus nicht alles für bare Münze halten, was er von Herrn Johann erzählt.

In der Leipziger Allee wohnte vor Jahren in einem Hause, umgeben von Pappeln, Flieder, Dornen und Schlehen (es trägt heute die Nr. 16), Herr Johann, der sich als Ziegeleipächter ein nicht unansehnliches Vermögen erworben hatte. Auch als er sich schon mit etwa 50 Jahren zur Ruhe gesetzt hatte, mußte er sein Vermögen durch kluge Geldgeschäfte und durch eine große Sparsamkeit, die viele Geiz nannten, noch zu vermehren. Zunächst lebte er mit seiner alten Mutter zusammen, und erst als diese gestorben war, heiratete er eine jüngere Frau, namens Marieken. Nachdem er mit dieser die „Stutenwochen“ (Glitterwochen) genossen hatte, wurde sein Finger einmal vom Adel, d. h. vom Fingerwurm, befallen. In der Nacht wurden seine Schmerzen immer größer. Marieken machte ihm alle möglichen Umschläge von Grütze, Butter, Kartoffelschalen, Spickganshaut und sogar von Kuhmist. Aber nichts wollte helfen, und die Schmerzen wurden immer größer. Trotzdem lehnte er es in seinem Geize ab, einen Arzt kommen zu lassen, da er die großen Doktorkosten scheute. In seiner Verzweiflung kam er schließlich auf den Gedanken, den Barbier und Heilgehilfen Satt zu bestellen. Dieser war vorher Kutscher bei Dr. Bärn gewesen und mußte daher nach Johanns Ansicht auch genügende medizinische Kenntnisse besitzen. Zu diesem wurde noch vor Morgengrauen die Botschaft geschickt, er möge nach der Leipziger Allee hinauskommen, um Herrn Johann zu barbieren. Auf diese Weise glaubte er billig davon zu kommen. Satt eilte schleunigst herbei und fand Herrn Johann wimmernd vor Schmerzen im Bette liegen. Zunächst weigerte er sich, diesem ein Mittel gegen seine Krankheit zu geben, da es ihm verboten sei, den Ärzten ins Handwerk zu pfuschen, ließ aber beiläufig die Bemerkung fallen, daß ein Umschlag von Leinsamen und Milch die Schmerzen lindern würde. Während Marieken diesen besorgte, forderte Johann den Barbier auf, ihn zu rasieren. Da merkte dieser erst, daß er in der Eile seinen Beutel mit dem Rasierzeug vergessen habe. Johann schickte ihn in die

Nebenkammer, um dort vom Schrank ein Messer, mit dem sich seine verstorbene Mutter die Hühneraugen zu schneiden pflegte, und einen Napf mit Bartseife zu holen. In der Dunkelheit aber griff er aus Versehen einen Topf mit Stiefelwachs und bemerkte diesen Irrtum auch nicht in dem spärlich erleuchteten Krankenzimmer. So seifte er denn Herrn Johann mit Stiefelwachs ein und kratzte ihm auch richtig den Bart herunter. Dann verließ er wütend das Haus, weil er überhaupt keine Zahlung bekommen hatte. Unterdessen war von Marieken der Umschlag bereitet worden, und sie trat nun mit der Lampe in der Hand an ihres Mannes Bett, um ihn aufzuliegen. Aber wie erschrak sie, als sie gewahrte, daß dessen Gesicht schwarz wie ein Kohlenfaß aussah! „Der Brand ist dir ins Gesicht geschlagen“, so zeterte sie, und Johann entsetzte sich darüber so sehr, daß er schon sein Ende kommen sah. Jetzt wollte er gern die hohen Arztkosten bezahlen. Schnell wurde ein Nachbarsjunge in die Stadt gesandt, und es dauerte nicht allzulange, bis der Dr. Storch erschien. Dieser war sehr eingebildet auf sein ärztliches Können, in Wirklichkeit aber ein Nichtswisser. Nach eingehender Untersuchung stellte er, besonders auf Grund der schwarzen Färbung des Gesichts, fest, daß der Ärmste an keiner geringeren Krankheit leide als an der Pest. Gegen diese gibt es kein Mittel, und Dr. Storch kündigte der tiefergeschrockenen Frau den baldigen Tod ihres Gatten an. Die Frau zerfloß in Tränen. Als sie aber ihrem Mann den Schweiß abwischen wollte, fiel ihr auf, daß sich das Taschentuch schwarz färbte, und als sie auch den dabeistehenden Napf bemerkte, wurde ihr klar, daß der Barbier ihren Mann mit Stiefelwachs eingeschmiert hatte. Bald war der ganze Unrat vom Gesicht heruntergewischt, und Herr Johann fühlte sich in überraschend kurzer Zeit wieder genesen. Dr. Storch, dessen ärztliche Weisheit so zu Schanden geworden war, kehrte seine ganze Wut gegen den Barbier Satt. Nachdem er das Haus verlassen hatte, erzählte er in der ganzen Stadt, daß dieser seine Kunden mit Stiefelwachs behandle, wobei er natürlich von seinem eigenen Hereinfall wohlweislich schwieg. Die Folge davon war, daß jedermann es vermied, sich von Satt barbieren zu lassen. Schließlich mußte er sich

logar vor der Stadtbehörde wegen seiner Missethat und auch wegen unbefugten Dokterns verantworten. Von einem Polizeidiener wurde er zum Rathause geschleppt, welches sich damals in der unteren Brüderstraße (es ist das heutige Handwerker-Zwangsheim) befand. Dort war der hohe Magistrat mit dem Bürgermeister und dem Rämmerer an der Spitze bereits versammelt. Auch Herr Johann und seine Frau waren als Zeugen erschienen. Vor allem diese letztere gab der Wahrheit die Ehre und verriet, daß ihr Gatte aus bloßer Aukkerigkeit zunächst statt eines Arztes den Barbier habe kommen lassen. Auch Satt beteuerte seine Unschuld und erklärte, durch welches Versehen er ohne Willen und Wissen Stiefelwische statt Bartseife benützt habe. Schließlich fällt der Bürgermeister ein salomonisches Urtheil: Dem Barbier Satt wurde sein Versehen verziehen, auch die unerlaubte Ausübung der ärztlichen Kunst nachgesehen und angekündigt, daß er fortan die Mitglieder des Rates zu Kunden haben sollte. Herr Johann aber mußte zur Strafe für den bewiesenen Geiz 10 Taler in die Armenkasse bezahlen.

#### 4. Der Kronprinz in Anklam.

Durch die Straßen der Stadt Anklam schritt gewichtig ein Knieper, d. h. ein städtischer Polizeibeamter, im höchsten Staat, in blauem Schnepel und weißen Hosen, begleitet von einem Trommler, der sein Kalbsfell mächtig bearbeitete, gefolgt von dem großen johlenden Schwarm der Anklamer Jugend. An den Straßenecken machte er von Zeit zu Zeit halt und verkündigte mit dröhnender Stimme, daß am nächsten Tage mittags um 2 Uhr der Kronprinz auf der Reise nach Stralsund Anklam berühren würde. Alle Bewohner der Stadt sollten sich auf dieses freudige Ereignis vorbereiten, vor allen Dingen die Straßen reinigen und den Mist von ihren Türen wegsegen, „sonst würde sich der hohe Magistrat drein legen“; das Weitere könnte man auf dem Rathause erfahren. Voll froher Begeisterung rante alles nach dem Rathaus, das sich damals im unteren Teile der Brüderstraße im früheren Garnisonslazarett befand. Dort saßen im Gefühl ihrer Verantwortlichkeit der Bürgermeister und der Rämmerer und gaben ihre Anweisungen: Alles muß in

der Stadt blitzblank sein; Kühe und Schweine dürfen nicht auf die Straße laufen; die Straßen sollen mit Staubgewinden und Blumen ausgeschmückt und am Abend soll illuminiert werden. Tausend Hände regten sich nun; überall wurden die Gärten geplündert; auf zwanzig großen Leiterwagen holte man Sträucher und Zweige aus der Forst. Auf dem Markt wurde ein Brettergerüst mit Sitzplätzen für die Honoratioren aufgeschlagen; der Platz kostete „vier schwedische Witten“, und in die Mitte des Platzes pflanzte man eine Fahne mit der Aufschrift: „Hier hat das alte Rathaus gestanden!“ Schließlich waren alle Vorbereitungen getroffen. Am nächsten Morgen schon um 4 Uhr erfolgte großes Wecken durch den Trommler. Aber die freudige Aufregung hatte alle schon munter gemacht, besonders auch die Mitglieder der Schützengilde, die bei dem Empfang die Hauptrolle spielen sollten. Um sich würdig darauf vorzubereiten, fingen sie bereits zeitig mit dem Illuminieren an, denn Wirtschaftler gab's ja genug. Der älteste Rathsherr gab ihnen Anweisung über das, was sie zu tun hatten. Sie sollten nach dem Hohen Stein ausrücken und dort den Kronprinzen in Empfang nehmen. Das Steintor solle geschlossen bleiben, bis der Kronprinz am heutigen Tage als erster hindurchgefahren sei, und bei seinem Einzug in die Stadt werde dann der Bürgermeister eine Begrüßungsrede halten. Damit aber ja kein Mißverständnis entstehe, solle sich jeder merken: Der Kronprinz ist daran kenntlich, daß er in einem Wagen mit Sechsen fährt. So rückte denn die Schützenwehr wohlgenut mit Musik nach dem Hohen Stein ab, wobei manche Gildenbrüder allerdings schon bedenklich schwankten. Unterwegs hatten sie noch ein Abenteuer mit einem Heuwagen, den sie anhielten, damit er den Weg nicht versperre. Bei dem Widerstand des Fuhrmanns und dem Andrängen der Schützenbrüder wurde der Wagen schließlich umgeworfen, die Schützen unter seiner Last begrabend. Mühsam krabbelten sich diese aus dem Heu hervor, und nachdem sie sich mit dem geschädigten Bauern durch einen tüchtigen Umtrunk aus ihren Feldflaschen versöhnt hatten, zogen sie weiter. Als sie aber an ihr Ziel gelangten, waren sie von aller Anstrengung, Trinkerei und der sommerlichen Hitze so müde geworden, daß sie sich in

den Graben legten und bald in süßen Schlummer fielen. Nur zwei, Langbeen und Weimann, hielten sich noch mühsam aufrecht und überlegten sich, ob es nicht zweckmäßig wäre, Wachen auszustellen. Da kam auch schon ein stattliches Gefährt angerollt, in dem ein Offizier saß. Langbeen hielt den Wagen, der nur mit 4 Pferden bespannt war, an und erkundigte sich danach, wann wohl der Kronprinz käme. Es war aber der Kronprinz selber, der zwei Pferde in Ducherow zurückgelassen hatte. Nur mit Mühe überzeugte er die beiden, die sich in ihrem Tran zurückgelehnt sahen, die gebene Anordnung verfeinerten, davon, daß er der Erwartete sei. Schließlich dämmerte es ihnen, und erschrocken sprangen sie in den Graben, um durch Püffe und Stöße mit ihrer Plempe die pflichtvergessenen Schläfer auf die Beine zu bringen. Der Kronprinz sah belustigt ihrem Treiben zu, doch da er keine Zeit hatte, länger zu warten, fuhr er lachend weiter und empfahl ihnen, schwarzen Kaffee zu kochen. Als er zum Steintor kam, standem dort zwei Mann Wache und verwehrten ihm die Durchfahrt; denn auch nach ihrer Meinung konnte er nicht der Kronprinz sein; da er ja nur mit Bierem fuhr. Schließlich erkannte ihn ein Postbote, und nun brach das Volk, das sich inzwischen angesammelt hatte, in ein lautes Hurra aus. In der Begeisterung spannten die Leute die Pferde vom Wagen und sich selber davor. So ging es durch die Steinstraße, die besonders reich mit Laub, Blumen, Fahnen und aus den Fenstern hängenden Sofadecken geschmückt war, zum Markt. Dort war inzwischen ein großer Tumult durch eine losgerissene, wildgewordene Kuh entstanden, welche die Honoratioren von ihren Sizen verjagt hatte. Zugleich fingen auch die Glocken an zu läuten. Am Gasthose von Dürrn — am unteren Ende der Peenstraße — hielt der Zug. Dort stand der Magistrat und die Frau Bürgermeister; ihr Gatte hatte die Zeit „verschuldert“. An seiner Statt sprach der Syndikus die ersten Begrüßungsworte, die vor allem in einer Entschuldigung wegen der begangenen Unschlichkeiten bestand. Der Kronprinz lachte gutgelaunt, unterhielt sich freundlich und erkundigte sich auch nach allerhand städtischen Angelegenheiten, vor allem nach dem Schicksal des Rathauses. Dabei aß er auch von dem

Ruchen, den ihm die Frau Bürgermeisterin anbot, lobte das Gebäck, das aus ihrer eigenen Küche stammte, und streichelte ihr die Backen. Schließlich kam auch schweißtriefend der Bürgermeister angekeucht und entschuldigte sich mit übergroßer Arbeitslast auf dem Lazarett. Da merkte er, daß er sich verplappert hatte; denn daß man in Anklam jetzt in einem Lazarett für das Wohl der Stadt sorgte, das sollte dem Kronprinzen verschwiegen bleiben. Dieser nahm dann das Wort zu einer Abschiedsrede: Er dankte für den warmen Empfang, wobei er jedoch nicht die Bemerkung unterdrücken konnte, daß die Anklamer mit dem Abbruch des Rathauses „eine liberale Dummheit“ begangen hätten. Dann bestieg er seinen Wagen und fuhr unter brausenden Hochrufen zum Peentor hinaus über den Peendam nach Stralsund zu.

Auch diese Erzählung ist dem Gedichten von Dr. Berling entnommen; den Spiegel der geschichtlichen Wahrheit darf man ihr nicht vorhalten. Nicht als Kronprinz, sondern als König hat Friedrich Wilhelm IV. im Juni 1843 zweimal unsere Stadt berührt. Zuerst kam er am 15. Juni von Süden durch Anklam, um nach Greifswald weiter zu reisen, und am 19. Juni machte er den umgekehrten Weg. Bei der Durchfahrt wurde er in Anklam von Magistrat und Bürgerschaft in geziemender Weise begrüßt. In der Zeitung waren die Einwohner vorher aufgefordert worden, sich „in der Nähe des Umspannortes und sonstiger beengter Punkte, insbesondere auch der Tore alles Gedränges zu enthalten und den polizeilichen Anordnungen unbedingt bei Vermeidung sofortiger Verhaftung Folge zu leisten.“ Das sonst in den Straßen der Stadt erlaubte Tabakrauchen wurde für diese Tage nicht gestattet, vielmehr strenge bestraft. Daß sich der König über die Niederreißung, des wunderschönen gotischen Rathauses, die im Jahre zuvor erfolgt war, sehr unwillig zeigte, kann man bei den romantischen Neigungen des Königs wohl verstehen, und auch das Wort von der „liberalen Dummheit“ wird er wohl gesprochen haben, sonst könnte es nicht in der städtischen Ueberlieferung bis zum heutigen Tage so feststehen. Hier möge noch eine Fassung jener Begebenheit Platz finden, die mir ein wackerer gebür-

tiger Anklamer mitgeteilt hat, der heute auf Neu-Seeland bei Australien eine große Schafzucht betreibt und eine rührende Anhänglichkeit an seinen Heimatort besitzt. Er schreibt wörtlich Folgendes:

„Der schönste Giebel seiner Zeit war der des Rathhauses (siehe Abbildung im Heimatkalender 1906 S. 76 f.), und die größte Ehre widerfuhr demselben nach dem Abbruch. Friedrich Wilhelm IV. kam nämlich in Begleitung von Alexander v. Humboldt von Greifswald nach Anklam. Als sie die Beenstraße hinauffuhren, sagte der König: „Nun sollen Sie aber den schönsten Giebel sehen, den Sie je gesehen.“ Wie sie nun auf den Markt kamen, war zu des Königs Erstaunen all die Schönheit verschwunden, und der König war sehr ärgerlich. Raun konnte er Worte finden, seinen Gefühlen Ausdruck zu geben. Der Bürgermeister wurde herangerufen und vom Worte Dummheit vielfach Gebrauch gemacht.“ —

Bei dieser Gelegenheit sei noch erwähnt, daß Friedrich Wilhelm IV. auch am 12. und 13. August 1852 in Anklam weilte. Nach einer alten mündlichen Ueberlieferung wohnte er in dem Bauerschen Hause, Ecke Nikolaikirch- und Beenstraße, während Humboldt, der — als 83jähriger Greis — den König auch auf dieser Reise begleitet haben soll, im Maroldischen Hause, Ecke Stein- und Badtüberstraße, wohnte (s. Heimatkalender 1926 S. 78). Der König nahm am 2. Tage an einem Festgottesdienst in der Marienkirche teil, bei dem der „Gesangverein“ das Händel'sche „Halleluja“ sang. Sodann besichtigte der hohe Gast das neue Gymnasium in der Wollweberstraße, das ein Jahr zuvor fertiggestellt war und als Muster eines neuzeitlichen Schulgebäudes gepriesen wurde. Dasselbst nahm er auch an dem Festmahl teil, das von der Stadtverwaltung gegeben wurde. Viele Jahre hing in dem Festsaal des Gymnasiums ein Bildnis Friedrich Wilhelms IV., das der König gestiftet hatte, bis es 1920 in Folge der politischen Umwälzung in einen stillen Winkel verbannt wurde.

### 5. Die mißglückte Einladung.

Im Heimatkalender von 1923 sind eine Anzahl Räuschen zusammengestellt, die sich auf den alten Schade beziehen. Dieser war in den

Jahren 1831—47 Rektor an der hiesigen Lateinschule, und als diese in ein Gymnasium umgewandelt wurde, wirkte er hierin noch 20 Jahre als erster Oberlehrer. Durch seine namenlose Zerstreuung hat er seinen Mitbürgern häufig Stoff zum Lachen geboten. Hierher gehört auch folgende Geschichte, welche in jener Plauderei noch fehlt:

Eines Tages traf Schade das damalige Oberhaupt der Stadt, Herrn Bürgermeister Rirstein (1846—64), auf der Straße. Freundschaftliche Begrüßung und Unterhaltung, in deren Verlauf Schade sagte: „Herr Bürgermeister, bei mir gibt's heute Hasenbraten. Es ist ein ganz besonders schönes Tier, und Sie wissen ja, wie sich mein Hammchen (so sprach er den Namen seiner Frau, die eigentlich Hammchen hieß, aus) auf die Zubereitung versteht. Würden Sie mir wohl die Ehre erweisen, unser Gast zu sein?“ — „Recht gern“, erwiderte der Bürgermeister, „es paßt mir sehr gut; denn meine Frau ist verreist.“ — „Schön“, meinte Schade, „ich schlage Ihnen vor, daß wir noch ein Stündchen spazieren gehen, bis dahin ist die Zeit des Mittagessens gekommen.“ So gingen denn die beiden nach Bluths lust hinaus und unterhielten sich vorzüglich über die hohe Politik und die kleinen Begebenheiten in Anklam. Vom Hasenbraten wurde nicht mehr gesprochen. Als man wieder zur Stadt zurückkehrte, freute sich der Bürgermeister bereits auf den saftigen Leckerbissen. Doch es sollte anders kommen: Sie waren schon vor dem Hause des Rektors in der Brüderstraße angelangt, da reichte dieser seinem Begleiter harmlos lächelnd die Hand mit den Worten: „Ich empfehle mich, Herr Bürgermeister; — es war ein schöner Spaziergang“, und verschwand hinter seiner Haustüre. Die Einladung hatte er in seiner Zerstreuung längst vergessen.

### 6. O, diese Fremdwörter!

Vor 50 oder mehr Jahren lag draußen in der Demminer Vorstadt ein Gehöft. Es ist schon vor langer Zeit abgebrannt, wobei das Vieh einen jämmerlichen Tod fand. Sein Besitzer war der Ackerbürger Franz Lutrum, nach Aussehen und Art zu reden eine richtige Präsignatur. Durch das Vertrauen seiner Mitbürger war er in die Stadtverordneten-Ver-

sammlung gewählt worden und redete dort oft bedeutende Worte. Eines Tages wurde über den Plan verhandelt, eine städtische Wiese zu verbessern, wozu die Herstellung einer Anzahl Gräben notwendig war. Auch Autrum trat mit seiner ganzen angeborenen Beredsamkeit für den Plan ein. Dem Bürgermeister aber war die Sache zu kostspielig, und er erklärte, der Magistrat könne seine Zustimmung nicht geben, wenn nicht größere Autoritäten die Sache befürworteten. Da erhob sich Franz Autrum voll Entrüstung und sprach: „Wenn der Herr Bürgermeister von größeren Autoritäten spricht, so muß ich mir doch eine solche Beleidigung entschieden verbitten.“ Die Heiterkeit, welche diese Worte bei den Zuhörern verursachten, kann man sich vorstellen.

### 7. Wurst wider Wurst.

Fritz Reuter ließ im persönlichen Verkehr seiner sprudelnden Laune oftmals die Zügel

schleßen, ohne auf die Empfindlichkeit seiner Mitmenschen Rücksicht zu nehmen. Er war allerdings auch nicht böse, wenn man ihm mit gleicher Münze diente. So fand er einst in Anklam seinen Gegner in dem Arzte Dr. Franz Glasewald, welcher zuerst neben dem Pastorat in der Brüderstraße wohnte, nach seiner Verheirathung mit der Witwe des Spiritusfabrikanten Louis Schulze aber in die untere Beenstraße verzog. Dort lag er einstmals in seiner behäbigen Körperfülle, mit einem runden Samtkäppchen auf dem Haupte, mit aufgestützten Armen im Fenster, als Fritz Reuter, der gerade in Anklam zu Besuch war, mit einem Bekannten die Beenstraße herunter kam. „Süh“, sagte er zu diesem, „süht hei nich ut as 'n Paap?“ Glasewald aber, der dies hörte, erwiderte schlagfertig: „Und du süht ut as 'n Nap!“ Reuter war nun wirklich keine männliche Schönheit, er lachte. Der persönlichen Freundschaft taten derartige Scherze keinen Eintrag.